

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Sonnabend, den 31. August 1833.

105

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Des Todtengräbers Brautnacht.

V o l f s m ä h r e.

Was stehen die Gräber in Blumen und Pracht?
Heut' ist Todtengräbers Hochzeitnacht.

Vor dem sonst verstummet Freude und Schmerz,
Dem glüht heut' in Liebe das eigene Herz.

Die Hochzeiter gehen, da führt er sogleich
Sein süßes Lieb in sein stilles Vereich.

Scheu über den Weg hin schleicht die Braut,
Sie ist mit den Gräbern noch nicht vertraut.

Gar stumm und still liegt's im Abendschein;
„Ach, bleib', und tritt mit mir herein.“

„Ich darf noch nicht kommen, süß Lieb' schließ' zu,
Muß legen noch eh' meine Kinder zur Ruh'.“

Und bang und trüb schlüpft süß Lieb, in's Haus,
Er tritt mit Schaufel und Spaten hinaus.

Er gräbt gar fleißig, und denkt dabey
An's Auge wie Stern, an die Wange wie May.

Er hört sie weinen im Hause sehr,
Noch niemals kam ihm die Arbeit so schwer.

„Ich vergehe vor Angst, ach, eile zu mir.“
„Sechs Schuhe tief, sechs Schuhe lang, dann komm ich zu dir.“

„Ich sterbe vor Schauder, und kommst du nicht schnell,
Magst graben für mich auch ein Grab zur Stell'.“

Da kann er nicht halten, da eilt er hinein,
Läßt bettlos die Kinder im Vollmondschein'.

Der Wind heult wüst durch der Gräber Kreis,
Im Häuschen flüstert's wie Seufzer leis.

Sie deckt ihn so warm mit Küssen zu; —
Seine Kinder die gingen auch gern' zur Ruh'.

Mit dem weißen Hemde lang und schmal
Spielt traurig der einsame Mondenstrahl.
Und wie es nun zwoölfe schlägt vom Thurm,
Da werden sie wach im kalten Sturm.
Sie recken sich mühsam und recken sich lang,
Als hätten sie böse geschlafen und bang.
„Und sind wir denn noch nicht im Mutterarm,
Und liegen im Bette nicht tief und warm!“
„Ey ja, der Vater vergaß uns wohl,
Sein neues Lieb das herzt ihn toll.“
Da strecken sie auf sich gar und ganz;
„Heida, nun lustig zum Brautnachtanz!“
Es fidelt der Sturm, Wetter Kauz ist nicht stumm;
Welch seltsamer Brautzug flattert herum!
Und näher und näher schwirrt es um's Haus;
Der Bräutigam schlägt ein Kreuz hinaus.
„Komm Bräutchen, hold Bräutchen! und tanz' auch mit,
Spielmann ist der Sturm, das Irrelicht glüht.“
Dem zappelnden Bräutchen schnellst Arm und Bein,
Da braust es schon jubelnd die Kammer herein.
„Holla! nicht länger gespreizt und geziert!“
Nun hat sie's schon Beyde tausend entführt.
Und da ringelt's, da gaukelt's, da flirt es wie irr,
Rings über die Gräber in tollem Geschwirr'.
Mit Knochenhand hat es das Pärchen erfaßt,
Und schleift es und schwingt es in tobender Hast.
Ein's schlägt es dumpf, der Spuk ist vorbei,
Es leuchtet der Mond, von Wolken frey.
Im Brautgemach aber wird's nimmer laut,
An kaltem Herzen liegt kalt die Braut.

Eschabuschnigg.

Der Wasserfall des Fallbachs bey Gaming.

Unser Vaterland ist wie ein gutes Buch, so oft es auch durchforscht wird, immer bietet es neue Schönheiten. — G a m i n g ward seiner herrlichen Karthause wegen bisher wohl oft besucht, und mit vollem Rechte, denn darf sie auch gerade nicht jener von Grenoble (la grande chartreuse) oder der von San Martino bey Neapel an die Seite gestellt werden, ein großartiges Werk, das seine Bestichtigung gewiß lohnt, bleibt sie unstreitig. — Doch auch die Natur wollte hier, wie wir sehen werden, nicht zurückbleiben, sondern, so scheint es, mit dem düsteren Menschenwerke einen Wettkampf eingehen, denn doppelt heiter ließ sie hier ihre ewig jungen Reize prangen, so daß den Wanderer eine angenehme Wahl zweysfach an die Gegend kettet.

Der Wasserfall, welcher hiemit meines Wissens zum ersten Male öffentlich besprochen wird, liegt eine Stunde südlich von Gaming und ist gewiß die vorzüglichste Naturschönheit dieser herrlichen Gebirgsgegend. — Ich will getreu

berichten, was ich sah, ohne Übertreibung; mein Zweck ist, die Besucher jener Gegenden auf eine neue Würze ihrer Reise aufmerksam zu machen. — Der Fall ist bis zum Augenblicke noch so wenig bekannt, daß man selbst viele Bewohner Gamings vergeblich nach ihm fragen würde, doch zum Glück — nicht alle. Wer sich nach der Beschreibung des Weges, die ich möglichst genau zu geben mich bemühen werde, doch nicht zurecht zu finden getraut, wende sich an Herrn Alois Zechmeister, Rothgerber und Steinkohlgewerken zu Gaming, dessen unermüdlige Gefälligkeit hierin gewiß Jedermann gerne an die Hand gehen wird. Sollte derselbe jedoch nicht zugegen seyn, was bey seiner Beschäftigung in dem neu angelegten Steinkohlenwerke wohl häufig sich trifft, so nehme man den Nächstbesten zum Führer, lasse sich durch ihn zu den von mir, nach Erkundigung an Ort und Stelle, bezeichneten Puncten geleiten und man wird dann, hoffe ich, den Wasserfall dennoch finden. —

An der unheimlichen Taverne, dem Gemeindegewirthshause des Ortes vorbei, welches außer einer merkwürdigen Schießstätte, deren Stände sich im ersten Stockwerke desselben, die Ziele aber hoch am Berge ober dem Hause befinden, nichts Anziehendes bietet, verfolge man die Straße nach Lunz, zur Linken des Gamingbaches, der hier eilend an einem jenseits gelegenen Pfannhammer vorüberauscht, bis zur Karthause, welche eben zu einem Sommerschlosse für den dormaligen Besitzer, einen Grafen von Festetics, umgestaltet wird. — Auf dem steilen Dache der Zimmermann, in den engen finstern Klostergängen die sprengenden, meißelnden Bauleute, so wie Regen und Sturmwind, die durch unbeglaste Fenster wüthen, werden das Ihre redlich beytragen, den großartigen und so eigenen Bau der Karthause bald ganz unkenntlich zu machen. —

Dem Haupteingange zu derselben schief gegenüber führt zur Linken eine wenig befahrene Straße einen Hügel hinan, den man auf ihr zu ersteigen hat. Die Gegend um denselben heißt „im Ziegelofen,“ wo der Weg eine kurze Strecke so ziemlich eben fortgeht, dann über einen Theil abgestockten Waldes, Zäune und Felder rechts etwas aufwärts bis zu einem kleinen Wäldchen, wo man sich in den „Gaminggraben“ hinabwendet. Ist man an der einsamen Hütte des „Gamingbauers“ vorüber unten angelangt, so erscheint ein schöner Ring von Bergen, der die linke Wand des herrlichen Thales bildet. Die Reihe von der Linken zur Rechten eröffnet der „Kirchstein,“ ein bewaldeter, schöner Berg mit breitem Rücken; an ihn lehnt sich der „Dreyeckberg,“ aus dessen dunklem Walde mächtige Felsen ragen, sein Nachbar aber, der spitze „Hainkogel,“ zieht seiner eigensinnigen Form wegen unsere Aufmerksamkeit an sich; — recht im Gegensatz zu ihm, erhebt sich neben ihm, der Vierte in der Reihe, gelassen und doch muthig hoch ein Arm der herrlichen „Gföller Alpe“ hinan, vor dem sich der felsige und gemsenreiche „Gamingstein“ hart vorgedrängt hat.

Die Berge alle, wie gesagt, bleiben zur Linken, rechts aber der waldige „Höllgraben,“ der mit seiner Breite die rechte Wand des Thales bildet. Was ihm an Schönheit mangelt, ersetzt er durch Nutzen, sein Inneres ist reich an Steinkohlen der besten Art, den reinsten „Pechkohlen,“ die, nach dem Urtheile der Kenner, denen von Newcastle nicht nachstehen. — Drey Stollen, worunter der neue im Juny dieses Jahres eröffnete „Dreysaltigkeitsstollen“ der ergiebigste ist, fördern die Ausbeute zu Tage. — Zur ergiebigeren Betreibung dieses Bergbaues fehlt es leider an den erforderlichen Geldmitteln, der immer mehr fühlbar werdende Holzangel aber wird gewiß einst das Seine dazu bey-

tragen, eine lebhaftere Bearbeitung dieser so ergiebigen Quelle nothwendig zu machen. — Doch zurück zu unserem Wege. —

Man überschreitet nun hart am Fuße des Gamingsteines zum ersten Male den „Fallbach,“ den man dann bis zur „Polzbergmühle“ nimmer verläßt, und der sich am Kirchsteine in den Gamingbach ergießt. Bevor man noch die Mühle erreicht, tritt zur Linken ein zweyter Arm der Gföller Alpe hervor. Die Aussicht von ihrem Gipfel, den man von hieraus in drey Stunden ersteigen kann, ist so lohnend wie die des Döschers. —

Nachdem man noch über eine morsche Brücke gefest, erblickt man endlich vor sich die „Polzbergmühle,“ wo sich die Wege scheiden. —

Man wähle den linken, den ein angelehntes Gatterthor schließt, und verfolge denselben am rauschenden Fallbache fort bergan so lange, bis man auf eine mehrere Klafter breite Fläche gelangt, wo sich die Überreste einer Schäferhütte zeigen. — Bis hieher ist der Weg nicht im geringsten beschwerlich — nun aber heißt es zur Rechten waldeinwärts und steil hinan geklettert! — Zum Troste muß jedoch beygefügt werden, daß man bis zur Schäferhütten = Ruine beynahe drey Vierteltheile des Weges zurückgelegt hat.

Bevor man noch bis hieher gelangt, erblickt man zur Linken bereits die Schlucht, in der sich der Wasserfall befindet; von einem jähschießenden waldigen Berge, dem „Schneegraben“ zur Linken und vom „Polzberge“ zur Rechten gebildet. —

In dem ziemlich dichten und verwahrlosten Walde nehme man nun seine Richtung aufwärts, halte sich aber immer mehr links und so ziemlich in der Nähe des Baches, der mit seinem wachsenden Geräusche ohnedieß als Wegweiser dient, indem man sonst in seinem Eifer leicht zu hoch hinauf und oben den Wasserfall gelangen und sich so den schönsten Anblick desselben rauben würde. —

Ist man etwas über eine Viertelstunde weglos geklettert, so erscheint jenseits des Baches eine senkrechte Felsenwand, auf die man nun mit einem Kühnen Sprunge über denselben zusteuert und so mit einem Male sich am Ziele seiner Bemühungen befindet, denn in der Mitte eines Halbkreises von schwindelhohen Felswänden stürzt sich hier der Fallbach ohne Unterbrechung über zwanzig Wiener Klafter herab, und bildet so eine Art Schleyerfall, dessen schöner Anblick die Beschwerden des Weges einer einzigen Stunde gewiß vollkommen lohnt. —

Würde auf diesen jetzt schon so malerischen Fall nur die Hälfte von dem verwendet, was z. B. für den Fall des „Lasingbaches“ und für jenen „beym todten Weibe“ gethan worden ist, so ist meine feste Überzeugung, daß er nicht nur die Kosten gewiß reichlich lohnen würde, sondern dann auch mit vollem Rechte neben jenen beyden zu den schönsten Wasserfällen unsers Vaterlandes gezählt werden dürfte. — Bisher ist aber zu seiner Verschönerung noch gar nichts geschehen, der nächste Zugang noch äußerst beschwerlich, die Wassermasse durch keine auch noch so kleine Schleuße geschwellt, mit einem Worte: er ist noch ganz unbeachtet.

Doch gewiß wird auch ihm einst seine verdiente Anerkennung werden, es würde mich herzlich freuen, dazu, wenn auch nur das Geringste, beygetragen zu haben.

Th. G. von Karajan.

R. K. Hoftheater nächst der Burg.

Montag, den 19. August, zum ersten Male: „Helene,“ Schauspiel in 4 Aufzügen, von Bauernfeld.

In dem Hause des reichen Banquiers von Friedau versammelt sich die elegante Welt einer deutschen Residenz. Unter den Bewunderern Helenens, seiner einzigen Tochter und Erbin, befindet sich auch der Rittmeister Graf von Banneritz, der aber, theils durch Helenens scheinbare Kälte und Unzugänglichkeit für die Huldigungen der Männer, theils durch ein ihm natürliches Gefühl der Bescheidenheit oder vielleicht Biddigkeit entmuthigt, sich nicht mit einem Geständnisse seiner Leidenschaft hervorwagt. Helene, deren Herz wirklich noch unbeschäftigt ist, oder die sich wenigstens über den Zustand desselben keine Rechenschaft abgelegt, und sogar eine gegenseitige Neigung zwischen dem Rittmeister und ihrer leichtfertigen Cousine Henriette vorausgesetzt hat, läßt sich demnach ohne Widerstreben von ihrem Vater bestimmen, ihre Hand dem Herrn von Spangenberg, dem Gesandten eines fremden Hofes, zu reichen. Auf einem glänzenden Ball im Friedau'schen Hause soll die Parthie den versammelten Gästen angezeigt werden. Aber noch ehe der Vater mit seiner öffentlichen Erklärung zu Ende ist, erhält er die Nachricht, daß der bevorstehende Krieg, auf dessen nahen Ausbruch er die wichtigsten Finanzunternehmungen gegründet hatte, auf diplomatischem Wege hintertrieben, und sein Vermögen, in Folge dieser unerwarteten Katastrophe, verloren ist. Ohne Bewußtseyn wird er auf sein Zimmer gebracht; die Gäste, denen der Inhalt des erhaltenen Briefes kein Geheimniß bleiben konnte, zerstreuen sich nach allen Seiten, selbst der Bräutigam entfernt sich aus dem Hause des Unglücks; nur der Rittmeister bleibt; seine uneigennützigte Liebe treibt ihn zu einem schnellen Entschlusse: der armen Helene gesieht er, was er der reichen, allbewunderten verschwiegen, er bietet ihr seinen Schutz, seine Liebe, seine Hand. Gerührt, und vielleicht plötzlich über ihr eigenes Herz belehrt, erkennt sie den Edelmut des Freundes, aber sie schlägt seinen Antrag aus, da sie die Verlobte des Gesandten ist, und nach dem, was bereits die Welt erfahren hat, keinem andern als diesem angehören darf. Tags darauf aber erscheint ein förmliches Abschiedsbillet von dem Gesandten; Helenens Freundin und Verwandte, Henriette, die Gespielin ihrer glücklichen Tage, hat sich ebenfalls nach einer fröhlicheren Umgebung, und da ihre Speculationen auf den Rittmeister auch nicht gelangen, nach einer neuen Verbindung umgesehen. Die erstere findet sie in dem Hause ihrer Tante, letztere in den Huldigungen des geisteschwachen, ihr desto willkommeneren Barons von Reibenstein. Der Rittmeister hat unterdessen des Gesandten weltkluge Mahregel erfahren; im glühenden Eifer, wenigstens die Ehre der Geliebten, deren Besitz ihm versagt ist, zu retten, entschließt er sich, den Gesandten zur Erfüllung seiner Pflicht anzuhalten, ja nöthigenfalls zu zwingen. Der gewandte Diplomat findet aber auch hier einen Ausweg. Schnell entschlossen und mit sicherem Überblick der Verhältnisse und Charaktere, besquemt er sich, den Korb zu empfangen, den er hatte geben wollen. Er wirbt aufs Neue um Helenens Hand und beauftragt den Rittmeister mit dieser Werbung. Was er vorausgesehen, trifft ein. Helene, die jetzt versagen darf, was die Ehre ihr nicht aufzugeben erlaubte, schlägt des Gesandten Bewerbung aus, und gesteht, überwältigt von dem Gefühl der Dankbarkeit und Bewunderung, dem Rittmeister eine Neigung, die stets in ihrem Herzen geschlummert hatte, die aber des Sturmes und der Prüfungen bedurfte, um siegend aus dem Kampfe der Verhältnisse und Pflichten hervorzugehen.

Hr. Bauernfeld hat seiner neuesten Arbeit einen neuen Titel mit auf den Weg gegeben, er hat sein Stück nicht wie die früheren: Lustspiel, sondern ernster, gewichtiger: Schauspiel genannt und damit einen bedeutsamen Schritt hinausgethan über den Kreis seiner bisherigen Bestrebungen. Das ist recht; der begabte Mensch soll dergleichen Entdeckungswegen auf das hohe Meer der geistigen Hervorbringungen machen, so prüft und sammelt er seine Kräfte; er wird dann entweder den rechten Boden finden, oder zu dem rechten zurückkehren, wo er heimisch und fruchtbringend wurzeln mag. Hr. Bauernfeld hat den seinigen gefunden, und wenn wir anders den Inhalt seines heutigen Stückes, so wie den Eindruck, den es bey der Aufführung hervorgebracht, recht verstanden haben, so wird die letzte Erfahrung seines bisherigen Dichterlebens ihm die lehrreichste und zugleich erfreulichste von allen seyn. Die schöne Eigenthümlichkeit seines Talentes beruht auf der Vereinigung, oder vielmehr auf dem glücklichen Mischungsverhältniß des Ernstes und der Lustigkeit, welches seinem innern Wesen zugehört, und wie ein sorglicher Hüter beygegeben ist. Überall, wo dieses natürliche Verhältniß am wenigsten gestört, wo der Dichter seiner eigenen Natur am meisten treu

geblieben ist, tritt seine Überlegenheit in den übrigen Erfordernissen des dramatischen Schriftstellers am siegreichsten in ihre Rechte, und befähigt ihn vor andern zu dem weisesten Berufe, zugleich unsern Verstand, unsere Empfindung zu beschäftigen, indem er im heitern Spiele uns den trüben Ernst der Wirklichkeit wegscherzt. Wir können uns nicht vorstellen, daß Hr. Bauerfeld anders als in dieser doppelten Weise auf der Bühne wirken könne; wenn er es aber kann, wie die meisten seiner Arbeiten und namentlich die heutige beweisen, so steht dem noch jungen Urheber derselben eine schöne, reiche Zukunft bevor; sein Wirken, das zwar immer noch die flüchtige Farbe des Augenblicks trägt, wird zählen und dauern unter den edleren Bestrebungen der Zeit. Das heutige Schauspiel kann nicht anders als ein Fortschritt des Dichters, und zwar ein bedeutender, in mehr als einer Hinsicht erfreulicher genannt werden; und obgleich wir uns nicht verbergen können, daß die zweyte Hälfte des Stückes, durch den gleichsam vertauschten Charakter und Ton, der ersten nachstehend und untergeordnet erscheint, so gestehen wir doch offenherzig, daß wir uns mit diesem Einwurf nicht recht hervorgetrauen, weil wir uns in mancher andern Beziehung und vorzugsweise in allem dem, was der Dichter sonst zu vernachlässigen pflegte, so vollkommen befriedigt gefunden haben. Es ziemt sich jedoch, das zu benennen, was wir nur angedeutet haben. Es kommt uns nemlich vor, als ob nach dem zweyten Acte, also nach der Katastrophe im Friedaustschen Hause, die Hauptpersonen des Stückes, der Rittmeister und Helene, zu augenscheinlich von der Handlung abtreten, dagegen die Nebenpersonen, der Baron Reibenstein und Henriette, zu gewaltsam in den Vordergrund kommen, und eine Wichtigkeit erlangen, die der Idee und der Wirkung des Ganzen schadet. Dadurch wird die Stimmung des Zuschauers verändert, das ernste, seelenvolle Gemälde zweyer, über ihre Umgebungen hervorragenden Herzen wird von bedeutungslosen Nebendingen verdrängt, man vermißt die fernere Entwicklung, die Entfaltung jener beyden Naturen, für die man sich gleich anfangs interessirte, und für deren Entfernung auch der launigste Abstecher nicht entschädigen kann. Die letzte Scene, am Schlusse des Ganzen, gleicht das gestörte Verhältniß, die verletzte Einheit freylich wieder aus, allein beyde waren einmal gestört, und mit ihnen, wie gesagt, die Stimmung des Zuschauers, die immer, im Ernst wie im Komischen, nur vorwärts, aber nie zurückgehen will. Es ist möglich, daß ein solcher Gang der Empfindungen im Plane des Dichters lag, und es kommt Niemanden zu, über seine Wahl mit ihm zu rechten; Jedem aber bleibt der Eindruck, den er empfangen, und dem läßt sich, trotz aller Einräumungen, nichts abhandeln. — Die hier gemachte Bemerkung umfaßt zwar einen sehr bedeutenden Theil des Stückes und seiner Wirkung; aber sie ist auch die einzige, die wir als Einwurf oder Tadel zu machen wissen; so entschieden überwiegen die Vorzüge des Werkes den vielleicht nicht einmal von allen Zuschauern gefühlten Mangel desselben. Die Handlung, obwohl einfach in ihrer Erfindung, spannt und beschäftigt unsere Theilnahme, eben weil sie, in Beziehung auf die Hauptpersonen, mehr dem innern Seelenleben interessanter Menschen abgetauscht, als dem zufälligen Spiele äußerer Weltverhältnisse nachgebildet ist; wir erfreuen uns an diesen Menschen mehr durch das, was sie vor unsern Augen im Drange der Umstände werden, als durch das, was sie von Natur aus sind, aber gerade das ist der Weg, den jeder nicht alltägliche Charakter im Leben nehmen wird, wenn er sich über das Gewöhnliche und über die Umstände erheben will. Helenens Charakter ist in dieser Beziehung wohl das Gelungenste, was der Dichter bisher geliefert hat; ein gereifter Verstand im Gegensatz zu einem unmündigen Herzen, das eines äußern Andranges bedarf, um mit einem Male seiner Kraft wie seiner Bestimmung und Neigung bewußt zu werden, ist eine so interessante und zugleich so wahre Erscheinung, daß wir schon um ihrer willen dem Stücke einen sehr ehrenvollen Platz anweisen mögen. Ähnliches gilt auch von dem Rittmeister, von dem wir nur, wie schon bemerkt, nicht genug zu sehen bekommen, um überall Zeugen seiner innern Entwicklung zu seyn. Eine sehr glückliche Figur ist der alte Soldat Sebastian. Daß der Dichter diesem die Anspielung auf „Minna von Barnhelm“ und die freylich nicht fern liegende Parallele zwischen dem heutigen Stücke und jenem unerreichten Meisterwerke unsers großen Lessing in den Mund legte, beweist, in welchem bescheidenen Sinne er die Vergleichung selbst macht und gemacht wissen möchte. — Was den Dialog und die Ausführung der Einzelheiten betrifft, so haben wir bey dieser Gelegenheit nur das zu wiederholen, was wir schon oft als den eigenthümlichen Vorzug aller Bauerfeld'schen Stücke gerühmt haben. — Das Stück war von dem entschiedensten Erfolge begleitet, der Dichter wurde am Schlusse desselben mit einstimmigem Beyfalle hervorgerufen.

Die Aufführung hat uns aufs Neue den Beweis geliefert, daß unsere Hoffschau-
 spiele

ler sich oft eine Freude daraus machen, das Werk eines vaterländischen Dichters mit dem Aufwande ihrer besten Kräfte zu Tage zu fördern. Die Haupt- und Titelrolle ward von *Ulle. Peché* mit so vieler Zartheit und so innigem Gefühle gegeben, daß sie dieselbe getrost zu ihren besten und zugleich dankbarsten Parthien rechnen darf. *Ulle. Müller*, als *Henriette*, war, wie immer in solchen Charakteren, eben so wahr als wirksam. Die drey wichtigsten Männerrollen, nemlich die des Rittmeisters, des Banquiers und des alten *Sebastian*, wurden von den *H. Löwe*, *La Roche* und *Wilhelmi* mit jener Vollkommenheit und Gediegenheit dargestellt, die alle ihre Leistungen bezeichnen und die unser Publicum ihrem ganzen Werthe nach zu schätzen weiß. Das feurige Gefühl des *Einen*, die verständige Besonnenheit des *Andern* und die naive Verbtheit des *Dritten* bildeten eben so wahre als interessante Gegensätze, deren Wirkung unausbleiblich war. Eine durchaus würdige Erscheinung war *Hr. Herzfeld* als *Gesandter*. — Nicht minder verdienstlich und wirksam waren die *H. Costenoble*, als *Hausfreund Treuholt*, und *Sichtner* als *Baron Reibenstein*. Die launige Beweglichkeit des letztern war im höchsten Grade belustigend. Mit gewohnter Sicherheit erschien *Mad. Poller* als *Frau von Hellborn*.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Am 21. August wurde zum ersten Male aufgeführt: „Der todte Neffe,“ komisches Schauspiel in einem Acte, aus dem Französischen des *Hrn. Leb run*. — Was den Titel und die demselben nachgesetzte Bezeichnung: „Aus dem Französischen des *Hrn. Leb run*“ betrifft, so erlauben wir uns zuvörderst die Bemerkung, daß dieses Stück von dem bekannten deutschen Lustspielsdichter und Schauspieler *Leb run* in Hamburg verfaßt, und der damaligen Ankündigung zufolge, als deutsche Originalposse unter dem Titel: „Humoristische Studien,“ im Jahre 1825 zu Berlin zuerst ans Licht der Welt getreten ist. Mit der Anzeige des Inhalts brauchen wir uns wohl nicht weiter aufzuhalten, da der letztere unsern Lesern aus den Darstellungen anderer Bühnen zur Genüge bekannt seyn wird. Das Ganze enthält, wenn anders die Hauptrolle (des Stiefelpuhers) gut gespielt wird, mehrere nicht unwirksame und sogar komische Scenen, obwohl es sich nicht läugnen läßt, daß, beim Lichte besehen, der Spas, der hier mit der allerernstesten Sache des menschlichen Daseyns, mit dem Tode, getrieben wird, eben nicht zu den anmuthigsten oder schicklichsten gehört. Vor dem strengen Antlitze des Engels mit der umgekehrten Fackel sollte auch veriausgelassenste Muthwille verstummen. — Die Aufführung war im Ganzen genommen recht gelungen. *Hr. Börner*, der die Hauptperson, die des Stiefelpuhers der Studenten, zu spielen hatte, fand in dieser Figur so viele Materialien seines uns allen erinnerlichen Maurergesellen vor, daß es ihm nicht schwer werden konnte, ein ziemlich getreues und also auch wirksames Seitenstück zu jenem herzustellen. In Hinsicht der Auffassung und Ausführung haben wir wenig Unterschied zwischen beyden entdecken können, wenn nicht etwa der Umstand dafür gelten kann, daß *Hr. Börner* den Dialog wie überhaupt das ganze Spiel so ungemein dehnte und ins Breite zog, daß die meisten Spässe schon kalt und schmacklos erschienen, noch ehe sie ganz auf die Welt gekommen waren. Angenehm, lebendig und von großer Wirkung war das Spiel des *Hrn. Weiß* als *Student Brauser*. Die Parthien des *Studenten Müller*, des *Grethchen* und des *alten Müller* wurden von *Hrn. Diskant*, *Ulle. Löffler* und *Hrn. Gottdank* genügend gegeben. Ein paar Liedchen von *Hrn. Capellmeister Reuling* gefielen durch die Anmuth der Melodien.

L i t e r a t u r.

„Allgemeine Erdbeschreibung für Schulen.“ Von *K. F. W. Hoffmann*. Stuttgart, bey *E. Hoffmann*, 1833.

Dieses Werkchen ist als ein Auszug zu betrachten, welchen der Verf. aus seinem größeren Werke: „Die Erde und ihre Bewohner“ auf den Rath seiner Freunde zu machen sich entschlossen hat. Es scheint uns sehr zweckmäßig eingerichtet und mit der Sorgfalt verfaßt zu seyn, die ein zum allgemeinen Unterrichte bestimmtes Buch zu fordern berechtigt ist. Da der Inhalt und die Behandlungsart des größern Werkes schon aus einer frühern Anzeige in diesen Blättern bekannt ist, so wird es hier genügen zu sagen, daß das Vorzüglichste des Inhalts und der Ton des Vortrags auch in dem kleineren beybe-

hatten wurde. Diese Übereinstimmung ist besonders bey den auswärtigen Erdtheilen sehr groß, so daß man in beyden Büchern nahe dasselbe mit denselben Worten wiederfindet, was wohl seinen Grund in dem Umstande hat, daß das größere Werk jenen Welttheilen, Europa gegenüber, selbst nur seine sehr gedrängte Darstellung gegönnt hat, die daher keines weitem Auszuges mehr fähig war, ein Übelstand, dem der Verf. bey der dritten Auflage abhelfen will. Wer die an vielen Orten eingeführten Lehrbücher der Erdbeschreibung näher kennt, wird ohne Zweifel mit uns wünschen, daß das gegenwärtige, welches die meisten andern weit hinter sich zurückläßt, bald einen allgemeinen Eingang finden möge.

Mit diesem Lehrbuche ist ein „Atlas für Schulen und zum Selbstunterrichte“ von demselben Verf. (Stuttgart, bey C. Hoffmann, 1833) verbunden, von welchem bereits die eine Hälfte in acht Blättern vor uns liegt. Jedes Blatt ist $10\frac{1}{2}$ Par. Zoll lang und $7\frac{1}{2}$ breit, und enthält auf seiner Nebenseite die nöthigen Erläuterungen. Diese von P o b u d a und K e e s gestochenen Karten bilden die schönsten und genauesten Schulkarten, die wir bisher kennen gelernt haben. Der Preis für alle 16 Blätter ist 4 fl. rh. oder 2 Thl. 12 Gr., also sehr mäßig für eine in allen Beziehungen so treffliche Ausführung. 2.

„Leitfaden bey dem ersten Unterricht in der Länder- und Völkerrunde. Von Dr. W. F. Volger. Fünfte Auflage. Hannover 1832, bey Hahn.

Dieses Werk ist als der erste Cursus eines größern anzusehen, welches der Verfasser unter dem Titel eines „Lehrbuchs der Geographie“ herausgegeben und welches ebenfalls bereits die fünfte Auflage erlebt hat. Der schnelle Abgang des Werkes spricht für seine große Brauchbarkeit: daher eine nähere Anzeige des Inhalts hier um so eher übergangen werden darf, da das Werk bereits durch seine früheren Auflagen sich Bahn gemacht hat und den meisten Lehrern aus Autopsie bekannt geworden ist. Wir bemerken bloß, daß auch in dieser Ausgabe die Sorgfalt des Verf. durch Verbesserungen und Zusätze den Werth seiner Arbeit zu erhöhen, an vielen Orten sichtbar ist.

Wenn uns ein Wunsch erlaubt ist, so wäre es der, die erste Abtheilung etwas mehr gesichtet zu sehen. Diese physisch-astronomischen Vorbegriffe machen bey allen Werken dieser Art die schwache Seite derselben aus und sollten nur von Kennern des Gegenstandes verfaßt, nicht aber von den Geographen als bloße Nebensache und so obenhin vorausgeschickt werden. So heißt es z. B. hier S. 1, nachdem von den Planeten gesprochen wurde: „Alle übrigen Himmelskörper zc. heißen Fixsterne.“ Was sind denn die Kometen? — „Merkur ist 8 Millionen Meilen zc.“ Aber welche Meilen? — „Die fünf neuen Planeten sind erst seit 40 Jahren entdeckt.“ Allein seit der Entdeckung des Uranus im J. 1781 sind bereits 52 Jahre verfloßen. — „Wenn man im Mittag das Gesicht gegen die Sonne wendet, so sieht man gegen Süd.“ Gilt dies von allen Theilen der Erde? — „Eine auf Papier dargestellte Abbildung der Hemisphäre der Erde heißt Planiglob.“ Dann wäre ja auch der Globus ein Planiglob, wenn jener nur sonst, wie bey nahe immer, mit Papier überzogen ist. — Warum wird der Ort der Wendes- und Polarkreise nicht angegeben? Warum werden die Namen: Antipoden, Horizont, östliche und westliche Länge u. s. w. nur eben hingestellt, ohne alle weitere Erklärung derselben? Für den, der sie bereits kennt, ist der bloße Name überflüssig und für alle Andere unverständlich. — „Die Erde hat eine solche Stellung,“ heißt es S. 3, „daß die Erdare nicht senkrecht steht.“ Dies ist erstens nicht bündig und zweytens nicht richtig ausgedrückt, da der Begriff des Senkrechten sich auf die Erde, und zwar auf j e d e n Punct der Erde bezieht und daher die Erdare für den Bewohner des Pols senkrecht und für den des Aequators horizontal ist. Ferner wird das Senkrechte der schrägen Richtung gegen die Sonne entgegengesetzt, was nicht angeht, da beyde Dinge mit einander nichts gemein haben. — So viel nur von den ersten drey Seiten, deren Verächtigung aber damit noch lange nicht erschöpft ist. Die Vorzüglichkeit des übrigen, eigentlich geographischen Werkes veranlaßte uns zu diesen kleinen Bemerkungen. Wo so vieles Treffliche gefunden wird, ist es wünschenswerth, die noch übrigen Flecken entfernt zu sehen. 2.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.